

Forschungsvielfalt gegen Vorurteile

Mehr als hundert Experten aus aller Welt warnen vor einer unbedachten Digitalisierung des Lesens. Ist ihre Stavanger-Erklärung ideologisch gefärbt, wie Kritiker behaupten? Forscher des Netzwerks antworten.

In der Debatte um die Zukunft des Lesens im Zeitalter der Digitalisierung hat die von mehr als hundertdreißig Experten unterzeichnete Stavanger-Erklärung (F.A.Z. vom 22. Januar) breite Anerkennung erfahren – und für Erstaunen gesorgt. Schließlich schienen die unbestreitbaren Vorteile von Lektüreangeboten auf den unterschiedlichen Bildschirmen – ihre Auswahl, Aktualität, Individualität und Multimedialität, von der einfachen Produktion, Vervielfältigung und Verbreitung ganz zu schweigen – doch auf der Hand zu liegen. Schließlich wirkte es doch so, als hätten Bildungseinrichtungen und Bibliotheken den Informationsträger bedrucktes Papier zum Auslaufmodell erklärt. Schließlich war man schon geneigt, das Festhalten gerade von Vielleisern am gedruckten Buch für Nostalgie zu halten, für das Ablehnen einer Veränderung, die für die nächste Generation von Lesern ganz selbstverständlich wäre.

Dann setzten die Leseforscher aus mehr als dreißig Ländern ihre Namen unter die empirische Erkenntnis, dass „das Verständnis langer Informationstexte beim Lesen auf Papier besser ist als beim Bildschirmlesen, insbesondere wenn die Leser unter Zeitdruck stehen“, dass „diese Unterlegenheit des Bildschirms gegenüber dem Papier in den vergangenen Jahren eher noch zu- als abgenommen (hat), und zwar unabhängig vom Alter und von Vorerfahrungen mit digitalen Umgebungen“, und dass Leser bei der Lektüre digitaler Texte „eher zu übersteigertem Vertrauen in ihre Verständnissfähigkeiten als beim Lesen gedruckter Texte“ neigen. Sie empfehlen, „dass Schulen und Schulbibliotheken die Schüler weiterhin zur Lektüre gedruckter Bücher motivieren und in den Lehrplänen entsprechend Zeit dafür vorsehen“, und warnen vor einer möglichen „Verzögerung in der Entwicklung des kindlichen Leseverständnisses und der Entwicklung kritischen Denkens“, sollten Druckwerke, Papier und Stift im Primärbereich rasch und wahllos durch digitale Technologien ersetzt werden.

Das sind deutliche Worte, die einigen Entwicklungen der jüngeren Zeit entgegenstehen: den Bemühungen um eine Digitalisierung der Bildung, Stichwort Digitalpakt Schule, ebenso wie der häufig gehörten Mahnung zu Eile und Unvoreingenommenheit, was die allgemeine Digitalisierung angeht, würde das Land doch andernfalls den Anschluss verlieren. Kein Wunder, dass sich in das Staunen über die Standpunkte der Stavanger-Erklärung die Skepsis mischte, ob sie nicht etwa aus Vorurteilen dem Digitalen gegenüber entstanden sein könnten, wo sie solche Vorurteile doch auf den ersten Blick so trefflich zu bedienen scheinen. In den sozialen Netzwerken wurde diese Frage laut, in Kommentaren den Forschern unterstellt, vorrangig „Kausalitäten zu suchen, die dem eigenen Weltbild entsprechen“, oder ihrer Analyse angelastet, sie zeuge „von unterschiedlicher, dabei ahistorischer und unpolitischer Technikfeindlichkeit“.

Theresa Schilhab arbeitet am Zentrum für Zukunftstechnologien, Kultur und Lernen der Universität in Aarhus, Dänemark. Im E-Read-Netzwerk, dessen Ergebnisse die Stavanger-Erklärung zusammenfasst, leitete sie eine Arbeitsgruppe zur Ergonomie des Lesens. Wissenschaftler sollten jede Art von Kritik

begrüßen, sagt sie, auf die Er widerungen angesprochen, schließlich hülfte sie, die Schlussfolgerungen und die Gültigkeit von Forschungshypothesen zu überprüfen. Die Neurobiologin und Philosophin verweist auf den transdisziplinären Ansatz des Netzwerks, der die stillschweigenden Annahmen einzelner Forscher hinterfrage. Mit Leseforschern, Literaturgeschichtlern, Entwicklungspsychologen, Technikphilosophen, Neuro- oder Gestaltungswissenschaftlern in seinen Reihen decke E-Read ein breites Spektrum an Disziplinen und Ansätzen ab und überbrücke die traditionelle Kluft zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. „Es ist äußerst unwahrscheinlich“, fasst Theresa Schilhab zusammen, „dass Technikphilosophen ihre Weltsicht uneingeschränkt mit Neurowissenschaftlern, Entwicklungspsychologen oder Forschern mit dem Schwerpunkt Grafikdesign teilen.“

Und anders als es die Stavanger-Erklärung vermuten lässt, habe es einen Zusammenprall der verschiedenen Weltansichten in den Diskussionen des Netzwerks durchaus gegeben. „Die höchst unterschiedlichen Forschungsrahmen, Methoden, selbst Begriffe zu verstehen“, ergänzt Adriaan van der Weel, einer der beiden Köpfe von E-READ, „war eine größere Herausforderung, als wir alle erwartet haben. Wir sind dahin gekommen, dass sich unsere Forschung wechselseitig befruchtet hat.“ Neue Techniken des Lesens und Schreibens, betont der Buchhistoriker an der Universität im niederländischen Leiden, seien „nicht nur kleine, vorübergehende Störungen, die in unserer Kulturgeschichte den großen Bogen des Umgangs mit Schrift unterbrechen. Die Text-Technik, die wir zu einem bestimmten Zeitpunkt nutzen, bestimmt unsere Schriftpraxis und damit Form und Wesen der Gesellschaft.“

Auch Theresa Schilhab betont das historische Bewusstsein im Ansatz von E-Read: Die Erforschung dessen, wie sich unser Umgang mit Schrift durch technische Entwicklungen verändert, berühre Fragen nach dem aktuellen und geschichtlichen Verständnis von Lesen, nach der Funktion von Schrift in verschiedenen Gesellschaften, danach, welche Fähigkeiten Bürger in jeder Epoche haben müssten, ebenso wie danach, wie sich diese soziokulturellen Anforderungen mit unserer biologischen und neuropsychologischen Veranlagung deckten und inwieweit diese dehnbar sei. „Das Wissen darum, wie sich das Lesen und unser Umgang mit Schrift in den letzten etwa fünftausendvierhundert Jahren verändert haben, war in den Diskussionen des Netzwerks deutlich.“

Theresa Schilhab erinnert an Gutenberg's Drucktechnik, die im Buch des menschlichen Wissenserwerbs ein neues Kapitel aufgeschlagen und die Art verändert habe, wie Wissen im Privaten wie gesellschaftlich geteilt und bewahrt wurde. Die internetbasierten smarten Technologien würden sich in ähnlicher Weise darauf auswirken, wie wir Information und Wissen organisieren und verfügbar machen. „Es ist klar, dass wir die völlig neuen Möglichkeiten und Herausforderungen untersuchen müssen, die diese neu eingeführte Technologie mit sich bringt. Und auch wenn es vernünftig ist, daran zu erinnern, dass neue Technologien immer fremd, vielleicht sogar bedrohlich wirken, ob es nun die Dampfmaschine, das Flugzeug oder das Buch selbst war, sollte das den kritischen Umgang auf der Grundlage dessen, was wir bereits wissen, nicht beeinträchtigen.“

Die Stavanger-Erklärung habe den Bedarf an weiterer Forschung deutlich hervorgehoben. Die Menschheit, wie kann es anders sein, habe die Folgen der technischen Veränderungen unserer Zeit noch kaum erfasst. Deshalb sollte weder die Sichtweise von Technik-Skeptikern noch die von Technik-Optimisten unseren Umgang mit Technologie bestimmen, sagt Theresa Schilhab: „Auch Politikern, die behaupten, Technologie sei die Zukunft, der wir uns nicht widersetzen könnten, sollte mit der natürlichen Skepsis begegnet werden, die das Wesen von Wissenschaft ist.“ FRIDTJOF KÜCHEMANN



Als man 1949 Geld sammelte für die Instandsetzung der Jugendsynagoge in einem Nebengebäude, verkaufte man solche Spendenmarken. Geworben allerdings wurde mit dem noch unzerstörten Hauptgebäude am Kottbuser Ufer, dem heutigen Fraenkelufer. Foto AKG

Kann Weiß die Farbe des Gedenkens sein?

In Berlin soll erstmals nach 1945 eine Synagoge vollständig wieder aufgebaut werden

Die sieben blau-weißen Säulen der Synagoge am Fraenkelufer sind schon vom Kottbuser Damm aus zu sehen. Das Gebäude fällt auf im belebten Kiez in Kreuzberg, wo an diesem Nachmittag der beginnende Frühling die Menschen in die Cafés nach draußen lockt. Zahlreiche Kamearas sind auf den von Mauern und Zäunen umgebenen Platz gerichtet. Die Synagoge wird rund um die Uhr bewacht.

Früher stand hier das neoklassizistische Hauptgebäude der Synagoge, ein Entwurf des jüdischen Architekten Alexander Beer. Im Jahr 1916 wurde sie als orthodoxes Gotteshaus ohne Orgel eingeweiht, das Nebengebäude als Religionsschule, Kindergarten und Jugendfürsorgestelle genutzt. In der Weimarer Republik, so erzählen es die Historikerinnen Daniela Gauding und Christine Zahn, war die Synagoge der Mittelpunkt des jüdischen Gemeindelebens. Die Nationalsozialisten setzten sie in der Pogromnacht in Brand, das Gebäude blieb stehen, doch der beschädigte Innenraum konnte nicht mehr für den Gottesdienst genutzt werden. Bombenangriffe beschädigten die Synagoge 1944 abermals stark. Fünfzehn Jahre später wurde ihre Ruine abgerissen.

Erhalten blieb das Nebengebäude, die ursprüngliche Jugendsynagoge, die seit ihrer neuen Einweihung 1959 bis heute als „konservative Synagoge“ genutzt wird. Orthodox sei die Synagoge nicht, erklärt Nina Peretz, Vorsitzende des Vereins „Freunde der Synagoge Fraenkelufer“. Das Gebet laufe zwar nach traditionellem Ritus ab, die Betenden gehörten aber verschiedenen Strömungen des Judentums an. Am Rande des Grundstücks steht ein Gedenkstein, der an die Zerstörung erinnert. Viele kleine Steine liegen dort, wie es bei Grabsteinen nach jüdischem Brauch üblich ist. „Baut die Synagogen wieder auf!“, forderte Raed Saleh schon vor fast anderthalb Jahren (F.A.Z. vom 9. November 2017). Der Vorsitzende der Berliner SPD-Fraktion setzt sich für den Wiederaufbau der Synagoge Fraenkelufer ein, und zwar in genauer historischer Rekonstruktion des Baus von 1916. Es wäre bundesweit das erste Mal seit Ende des Zweiten Weltkriegs. Es gab Neubauten von Synagogen wie kürzlich jene in Regensburg und Teilrekonstruktionen, nie

aber wurde eine Synagoge in Deutschland nach historischer Vorlage vollständig wieder aufgebaut. Die Tiefe müsse wahrscheinlich an heutige Erfordernisse mit geringeren Besucherzahlen angepasst werden, sagt Saleh, aber die Front solle maßstabsgetreu neu entstehen.

Mittlerweile hat sich unter seinem Vorsitz ein etwa zwanzigköpfiges Kuratorium für den Wiederaufbau der Synagoge konstituiert. Friede Springer ist Ehrenbotschafterin, Hamburgs ehemaliger Bürger-



Simulation der Synagoge

Foto D/Form Gesellschaft für Architektur+Städtebau

meister Ole von Beust für die Vernetzung im Bund zuständig, Michael Sommer vom Gewerkschaftsbund für Kontakte zur Wirtschaft, und Gregor Gysi kümmert sich um „kulturelle Verankerung“. Auch der Briten Antony Colman, der mit der Tochter von Alexander Beer verwandt ist, gehört dem Kuratorium an.

„Wer für Schlösser spendet“, findet Saleh, „sollte auch Synagogen bauen.“ Sobald die formalen Fragen geklärt sind, werde ein Architektenwettbewerb ausgeschrieben. Eine Simulation des künftigen Baus gibt es schon, von der D/Form Gesellschaft für Architektur und Städtebau: In gespenstischem Weiß strahlt die Synagoge zwischen den anderen Gebäuden hervor. Die Farbe soll den historischen Bruch markieren, die Schändung und Zerstörung des Gotteshauses durch die Nationalsozialisten.

Gegenüber liegt das Planufer mit seinen prächtig sanierten Fassaden. Am Wasser sitzen zwei amerikanische Touristen und rauchen einen Joint. Von hier aus gesehen, würde die hellweiße Synagoge bedeutend herausragen, fern jeder historischen Kontinuität. Aber man kann es auch umgekehrt sehen: Es ist fraglich, ob künftige Generationen noch etwas mit

der grellen Fassade anfangen könnten – wenn sie dann überhaupt noch so leuchtet, wie man es sich jetzt erträumt. Ein Zeichen der Integration könnte dagegen eine wieder aufgebaute Synagoge sein, die sich farblich nicht absetzt, sondern in ihre Umgebung einfügt. Die Diskussion darüber steht noch aus.

Raed Saleh ist gläubiger Muslim. Schon lange setzt er sich für den Dialog zwischen den Religionen ein. Er wäre kein guter Muslim, sagt er, wenn er sich nicht für jüdisches Leben starkmachen würde. Das Judentum sei Teil unserer Leitkultur. Erinnerungszeichen wie die Stolpersteine reichten nicht aus, „wenn man es ernst meint, dass jüdisches Leben willkommen sei“. Kein anderer Ort sei für den Wiederaufbau der Synagoge so gut geeignet wie das Fraenkelufer, sagt der Einundvierzigjährige, der aus dem Westjordanland stammt. Es sei ein junger Ort, der lebe, an der Schnittstelle zwischen Neukölln und Kreuzberg, wo verschiedene Kulturen aufeinanderträfen. „Die Fähigkeit muss darin liegen, uns gegenseitig auszuhalten.“

Die Baukosten sollen sich auf etwa fünfundsiebzig Millionen Euro belaufen, zwei Millionen Euro Landesmittel sind zugesichert. Der Großteil muss über Spenden gesammelt werden. Auch die Moscheen, so Saleh, wollten sich daran beteiligen. Er hofft, dass in vier Jahren der Spatenstich gesetzt werden kann – das wäre fünfundsiebzig Jahre nach der Pogromnacht von 1938.

Wer sich angesichts leerstehender christlicher Kirchen fragt, ob jenseits der historischen und politischen Bedeutung überhaupt Bedarf nach einer neuen Synagoge bestehe, braucht nur mit Nina Peretz zu sprechen. „Die bestehende jüdische Infrastruktur mit ihrer Konzentration auf den Westen der Stadt“, so die Vereinsvorsitzende, „wird den Bedürfnissen dieser Gruppe schon lange nicht mehr gerecht.“ Neben Orten des Gebets soll es künftig auch Räume für Bildung, Kunst und Kultur geben.

In Berlin häufen sich derweil Meldungen über antisemitische Übergriffe. Manche Juden sagen, sie fühlten sich in dieser Stadt nicht mehr wohl. Die erstmalige historische Rekonstruktion einer Synagoge wäre ein starkes Zeichen für den Schutz jüdischen Lebens – ob in grellem Weiß oder nicht. HANNAH BETHKE

Filterblase

Wie groß ist die „Zivilgesellschaft“ in Deutschland? 82,79 Millionen Menschen umfasst sie, letzten Erhebungen zufolge. Dem Verein Wikimedia nach muss sie allerdings sehr viel kleiner sein: rund siebzigtausend Köpfe – auf so viele Mitglieder kommt der als gemeinnützig anerkannte Verein, der hinter der Online-Enzyklopädie „Wikipedia“ steht. Sie stehen, folgt man der jüngsten Pressemitteilung des Vereins für „die“ Zivilgesellschaft insgesamt und für „einen breiten gesellschaftlichen Widerstand gegen gesetzlich vorgeschriebene Uploadfilter, die zugleich als Infrastruktur für Zensur missbraucht werden könnten“. Das ist anmaßend und falsch, doch verfehlt es nicht seine Wirkung, die in der Mitteilung dann auch noch beklagt wird. Es sorgt für eine „aufgeheizte Stimmung“, in der viele nicht darauf schauen, was die hier gemeinte Urheberrechtsrichtlinie der Europäischen Union, welcher das Europäische Parlament nach einem mit den Mitgliedsländern erzielten Kompromiss zustimmen muss, beschreibt und erreichen will. Von „Uploadfiltern“ ist dort in dem umkämpften Artikel 13 nicht die Rede, sondern von Vorkehrungen, die Betreiber von Internetplattformen treffen müssen, damit bei ihnen nicht Inhalte erscheinen, die Urheberrechte verletzen. Das könnte über Programme, könnte aber auch über entsprechend geschultes Personal laufen, oder im Zusammenspiel von beidem. Für einen Giganten wie die Google-Tochter Youtube, die schon über ein Erkennungssystem namens „Content ID“ verfügt, dürfte das technisch kein Problem sein, es kostet nur Geld. Zugleich werden Plattformanbieter angehalten, Lizenzverträge mit Rechteinhabern und ihren Vertretern, also Verwertungsgesellschaften, abzuschließen. Auch das kostet Geld, doch das ist der faire Preis für die Aufrechterhaltung des Grundrechts auf geistiges Eigentum, das der Geschäftspraxis der Datenkonzerne freilich im Wege steht. Der Urheberrechtsrichtlinie geht es aber genau darum – dass sich das ändert, dass Kreative und Urheber einen Lohn für die Verwertung ihrer Werke bekommen. Wikimedia, die Wikipedia als Non-Profit-Unternehmen, ist von der EU-Regelung gar nicht betroffen. Die im Netz beliebten Kurzvideos, „Gifs“ und „Memes“, sind ausgenommen, Zitate, Satire sind erlaubt und möglich, jüngere Start-ups müssen den Anforderungen der Richtlinie zunächst nicht genügen. Von „Zensur“ kann keine Rede sein. Wer so falsch redet, sich zuvor in den seit 2016 währenden Prozess der Entscheidungsfindung der EU-Institutionen nicht mit konstruktiven Argumenten eingeschaltet hat, und nun glaubt, er repräsentiere mit seiner Filterblase den Willen der „Zivilgesellschaft“, die in der gesamten EU mehr als fünfhundert Millionen Menschen ausmacht, beschädigt die Demokratie. miha.

Jacksons Einfluss

Bonner Ausstellung wie geplant

Die Bundeskunsthalle sieht keinen Anlass, die Ausstellung „Michael Jackson: On the Wall“, deren Eröffnung für den 22. März geplant ist, wegen der in dem Dokumentarfilm „Leaving Neverland“ (F.A.Z. vom 6. März) erneuerten Vorwürfe des Kindesmissbrauchs gegen den vor zehn Jahren verstorbenen Popstar abzusagen. Das Ausstellungshaus der Bundesrepublik möchte Jackson als einen der „einflussreichsten Künstler des zwanzigsten Jahrhunderts“ würdigen, dessen „beträchtlicher Einfluss auf die zeitgenössische Kunst“ noch nie dargestellt worden sei. Die Schau, eine Übernahme aus der Londoner National Portrait Gallery, belegt dies mit Werken von Starkünstlern, die Jacksons Person als Sujet nehmen. In Bonn verweist man darauf, dass eine „kritische Auseinandersetzung mit der Privatperson“ nicht beabsichtigt sei. Von der Londoner Kunstkritik, welche die Ausstellung positiv aufnahm, wurde indes vermerkt, dass Künstler wie Maggi Hambling und David LaChapelle Jackson zum Opfer stilisierten. pba.

Bahnbrechend

Stein-Preis für Hartmut Leppin

Der Frankfurter Althistoriker Hartmut Leppin erhält den diesjährigen Erwin-Stein-Preis, der für hervorragende interdisziplinäre Leistungen vergeben wird. Leppin, der 2015 bereits mit dem Leibnizpreis der Deutschen Forschungsgemeinschaft ausgezeichnet wurde, wird damit für seine „bahnbrechenden Forschungen“ zum frühen Christentum geehrt, wie die vom ehemaligen hessischen Kultus- und Justizminister begründete Stiftung mitteilte. Zuletzt veröffentlichte Leppin ein Buch über die Christen von den Anfängen bis Konstantin (F.A.Z. vom 19. Oktober 2018). Der mit 15 000 Euro dotierte Preis wird am kommenden Mittwoch in der Justus-Liebig-Universität in Gießen überreicht. Zu den vorangegangenen Preisträgern gehören unter anderen der Philosoph Odo Marquard, der Kunsthistoriker Horst Jähner, der Historiker und Ideengeschichtler Eric Nelson und die Islamwissenschaftlerin Angelika Neuwirth. F.A.Z.

Arne Rautenberg

auffahrnfall im lampengeschäft

und plötzlich steht meine mutter an der ecke in die ich einbiegen will um eine ecke weiter den berg hinauf zur nervenklinik zu fahren

die letzten sekunden intakten lacks eines renaults nachblau glitzernd im april ich nehme die kurve zu eng denn plötzlich steht meine mutter an der ecke

ich reiße die augen auf sehe die wellen der welt liegen im spiegelnden mutterblick nehme die kurve zu eng und ramme ein parkendes lampengeschäft

kronleuchter zittern lichtreflexe tanzen mit allen idiotischen hoffnungen die verloren gehen derweil meine mutter einfach nur da steht und mich vergisst